

Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 26 (2000)
Heft: 4

Artikel: Prestige, Profit, Probleme
Autor: Stadler, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Prestige, Profit, Probleme

Ein Blick auf die letzten 120 Jahre zeigt die gegensätzlichen Standpunkte von Wandel und Bewahren in der Auseinandersetzung mit Jugend, Drogen und Drogenpolitik. Dabei sind Prestige, Profit und Probleme eng ineinander verzahnt und führen immer wieder von Neuem zu Provokation und Protest. Ein bewegtes Feld!

RETO STADLER *

Unter dem Titel «Prestige, Profit und Probleme» werfe ich einen Blick auf die letzten hundert Jahre und versuche dabei auch die Drogenthematik einzubeziehen. Die gesellschaftliche Entwicklung beeinflusste unseren heutigen Umgang mit dem Stichwort «Jugend», aber auch mit den Stichworten «Drogen» und «Drogenpolitik». Ich versuche herauszufinden, wie gesellschaftliche Rahmenbedingungen, jugendkulturelle Muster und die Drogenfrage miteinander verknüpft waren und sind.

* Reto Stadler, Dr. phil., studierte an der Uni Zürich Soziologie, Publizistik und Geschichte. Er arbeitet in einer Teilzeitanstellung an der Fachstelle für Suchtprävention DFI Luzern und freiberuflich als Sozialwissenschaftler. Kontaktadresse: Reto Stadler, Fachstelle für Suchtprävention DFI, Rankhofstr. 3, 6000 Luzern 6, Tel. 041 420 13 25, E-Mail: fsp@infoset.ch. Der Text basiert auf einem Referat, welches der Autor am 15. Juni 1999 anlässlich der Ausstellung «A walk on the wild side» im Kulturhaus Luzern hielt.

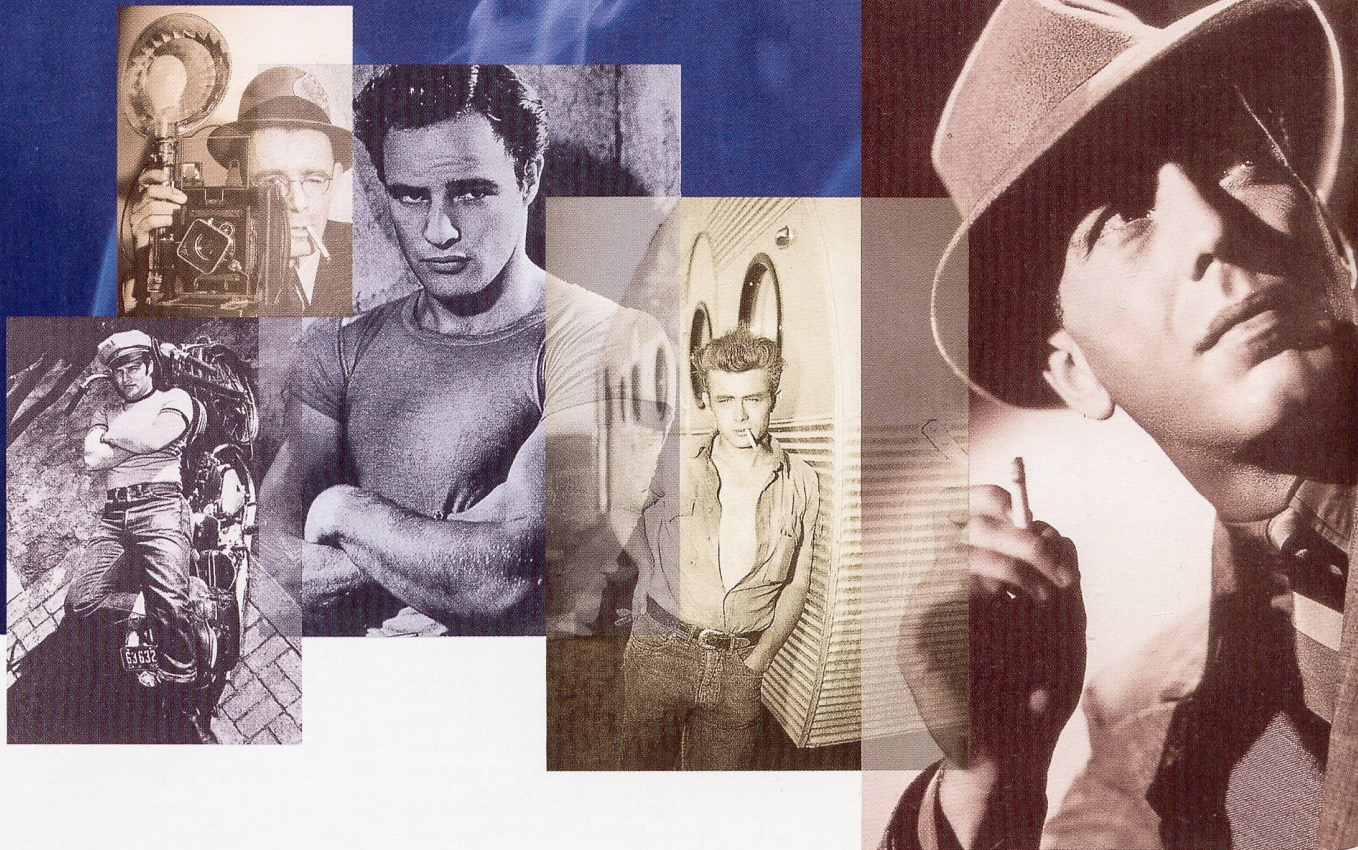
Wenn nachfolgend einige Zeitabschnitte hervorgehoben werden, so ist zu beachten, dass zu jeder Zeit die als typisch erachtete Ausprägung von Jugendkultur nie für alle Jugendlichen zutrifft, sondern immer ein Konstrukt, eine Interpretation darstellt. Es gab und es gibt nicht *die* Jugend, sondern eher einen Grundtrend, an dem sich viele mehr oder weniger orientier(t)en – sei es bezüglich Lebensgefühl, Kleidung, Musikpräferenz, Sprache oder auch Drogenkonsum.

Jahrhundertwende – König Alkohol

Beginnen möchte ich mit einem Blick auf die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Der Konsum von Schnaps erreichte damals einen historischen Höchststand. Bei der ersten Aushebung der Schweizer Armee in den 1870er-Jahren erwies sich rund die Hälfte der jungen Männer infolge Alkoholismus als dienstuntauglich. Seit Mitte der 1880er-Jahre versuchte der Bund, mit einer Besteuerung diesem Übel entgegenzuwirken – mit mässigem Erfolg. Wer damals die «Fusel» trinkenden Unterschichten auf eine Stufe mit den Respekt geniessenden Opiatabhängigen gestellt hätte, hätte sich dem Vorwurf einer Verharmlosung der «Schnapspest» und der «Branntweinseuche» ausgesetzt. Die Argumentation verlief damals im Vergleich zu heute umgekehrt. Erst als die schlimmsten Auswüchse dieses «Elendsalkoholismus» langsam verschwanden und die sogenannten «Betäubungsmittel» einen Abstiegsprozess durchliefen, kippte die Meinung um. In der Zwischenkriegszeit stieg der deklassierte, an den Rand der Gesellschaft gedrängte, durch die Gesetzgebung von vornherein als «kriminell» definierte «Rauschgiftsüchtige» zur neuen drogenpolitischen Leitfigur auf.

20er-Jahre – Kokainefahr und Opiumrauchende

Insgesamt war die Lage an der «Betäubungsmittelfront» vor 1920 entspannt. Die «Rauschgifte» verfügten noch nicht über das spätere Abenteuerimage und Schreckprofil, sie hatten ihre relative Selbstverständlichkeit noch nicht eingebüsst. Es wäre seltsam gewesen, Drogen einem Sonderrecht zu unterstellen oder mit Polizei und Justiz zu verfolgen. Aufgrund der intakten Sozialintegration der meisten Morphiumsüchtigen, die zu einem grossen Teil der Ärzte- und Apothekerzunft angehörten, erwiesen sie sich für die heutige Sündenbockfunktion als untauglich. Die Aussenseiter des 19. Jahrhunderts kamen vorzugsweise im Alkohol um. Der durch die Industrialisierung angekurbelte Massenkonsum von billigem, miserablen «Härdöpfeler» stand da im Zentrum präventiver Massnahmen. Noch 1912 hatte sich der Bundesrat auf den Standpunkt gestellt, die Schweiz habe mit Opium nichts zu tun, ein Beitritt zur Drogen ächtenden Haager Konvention sei überflüssig, und die intakte Moral der schweizerischen Bevölkerung gewährleiste eine Resistenz gegenüber der Rauschgift-Versuchung – auch in Zukunft. Der Erste Weltkrieg führte zum Umschwung. Umsturzängste – Stichwort Generalstreik – und Abstiegsbefürchtungen in den Köpfen der überforderten Bürger machten insbesondere aus dem Kokain einen Riesenpopanz. Kokainsüchtige stellten nun eine elementare Bedrohung dar – es galt, die Gemeinschaft vor ihnen zu schützen. Wie die Revolution schien auch die neue Seuche von aussen zu kommen. Mit einer repressiven Gesetzgebung sollte die aus dem Ausland auf die Schweiz schwappende, verheerende Suchtwelle noch rechtzeitig gestoppt werden. Immer wieder taucht das Klischee von der aus dem Ausland



– in der Westschweiz aus Paris, in der deutschen Schweiz aus Berlin und München – eingewanderten Halb- und Unterwelt auf. Die besorgte Landesregierung schrieb, nach dem euphorischen Höhenflug würde der «Kokain-süchtige zum willenlosen Fetzen», der, unfähig zu jeder Anstrengung, Angst- und Schreckensvorstellungen unterworfen sei. Das sogenannte «amotivationale Syndrom» war ebenfalls schon da: Die Vorstellung, junge Leute würden «beschäftigungslos, als ziellose Fatalisten» herumsitzen und je länger, je mehr der Arbeit entzogen, versetzte die Autoritäten in Schrecken.

Schweizer Sonderinteressen

Die real vorhandenen Drogenprobleme hatten (fast) nichts mit diesen Pro-

jektionen zu tun. Aber die Drogenpolitik hatte auch nicht dieses Ziel. Vielmehr ging es darum, über die Dramatisierung der Probleme «draussen» die gefährdete Ordnung «drinnen» wiederherzustellen. Ab 1922 sah sich die chemische Industrie dann mit Boykottdrohungen des Völkerbundes konfrontiert, falls die Schweiz nicht binnen kurzem gesetzliche Grundlagen zur Durchführung der Haager Opium-Konvention beschliessen würde. 1923 mobilisierte die Chemie die Staatsrechtsprofessoren. Bürgerliche und Sozialdemokraten griffen daraufhin die juristische Kulissenschieberei der Wirtschaftslobbyisten an. 1924 hatte ein Basler Chemieunternehmen den Weg dieses Kompromisses vorgezeichnet: «Solange aber die Narcotics sich noch im Grosshandel bewegen, kann von einer Gefahr

für das Volkswohl überhaupt nicht gesprochen werden, sondern erst, wenn sie in die Hände der persönlichen Konsumenten gelangen, was erst durch den Detailhandel eintritt.» Der «persönliche Konsument» wurde nun zum Dreh- und Angelpunkt der Betäubungsmittelgesetzgebung gemacht. Diese Tendenz gilt bekanntlich bis heute, sitzen doch in den Gefängnissen meist die Endverbraucher ein.

Der Rausch als Gefahr

Das Gesetzgebungsverfahren wurde damals in einer konsensualen Atmosphäre abgewickelt. Niemand wollte sich dem Vorwurf aussetzen, gewillt zu sein, der Rauschgiftsucht Vorschub zu leisten. Die chemische Industrie produzierte indessen weiterhin Kokain,



Morphium und Heroin; bei letzterem lag sie, mit 10 Tonnen zwischen 1925 und 1929, nach wie vor an der Weltspitze. Erst als die Pharmaunternehmen immer mehr auf die Verwissenschaftlichung der Medikamentenproduktion setzten und synthetische Erfindungen auf den Markt brachten, hatten die «einfachen» Opiate ausgedient und verschwanden zu einem Gutteil aus der Produktpalette.

Im sozialgeschichtlichen Rückblick leuchten die frühen 1920er-Jahre als eine Phase heftiger Klassenkämpfe auf. Die Drogenpolitik indes stellte inmitten dieser politischen Polarisierung eine Insel der Einigkeit dar. Alle sahen im «Rausch» eine Gefahr, sei es für das revolutionäre Klassenbewusstsein, für die tradierten, altehrwürdigen Werte oder für die individuelle Leistungsbe-

reitschaft. Die Wachstumsgesellschaft, die sich damals herausformte und die in den Nachkriegsjahren ihre Blütezeit erlebte, beruhte auf hoher Produktivität und auf materiellem Wohlstand, auf sozialer Konformität und auf privater Familienidylle. Sie wurde von einer grossen Mehrheit gegen Minderheiten verteidigt. Es leuchtet ein, dass die «rauschgiftsüchtigen Milieus» für die Stigmatisierung und Kriminalisierung geradezu prädestiniert waren.

Zwischenkriegsjahre – US-Kreuzzug gegen Marihuana

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts erlebte die Erfolgsgeschichte der Zigarette ihren fulminanten Start. Die Geschichte des Tabaks kann als eine langfristige Normalisierung eines einst

exotischen Stoffs interpretiert werden. Im Vergleich dazu erlitt die gesellschaftliche Wertschätzung des Hanf im 20. Jahrhundert einen totalen Prestigeverlust. In den USA erhielt der symbolische Kreuzzug gegen das «Killer-Kraut» mit der Marihuana-Tax Act von 1937 eine rechtliche Grundlage. Gerade im Vergleich mit der extrem gesundheitsschädlichen Zigarette zeigen sich die strikten Schwarz-Weiss-Bewertungsmuster: «illegal versus legal», «faul versus arbeitsam», «asozial versus konform» und «halluzinogen versus realitätsnah». Die Zuschreibung dieser Bewertungspole auf die beiden Stoffe hat deren kulturelles Profil massgeblich mitgeprägt, einen moralischen Doppelstandard geschaffen und zwei ganz unterschiedliche Messlatten für die gesellschaftliche Akzeptanz bereit-

gestellt. Während sich mit Tabakrauchen moderne Aufgeschlossenheit vorzeigen liess, wurde Hanfrauchen zum Zeichen von selbstbewusster Rebellion oder aber zum Stigma, in dem sich soziale Randständigkeit und individuelles Versagen ausdrückten. Im Hanfrauchen scheinen «afrikanische Verhältnisse» auf. In jüngster Zeit zeichnet sich allerdings eine Angleichung im Umgang und in der Bewertung dieser beiden Stoffe ab. Die angestrebte Normalisierung des Hanfs und die gleichzeitige Problematisierung des Tabaks stellen die bisherige Eindeutigkeit von «gut» und «böse» in Frage.

Nachkriegsjahre – die Verfremdung von Drogen

In den Nachkriegsjahren, als sich zeigte, dass sich einige Bankinstitute unter Mithilfe der Nationalbank auf ethisch und moralisch nicht vertretbare Weise in der Manier von Hehlern bereichert hatten, und als auch andere politische Peinlichkeiten publik zu werden drohten, war man bestrebt, der Jugend ein redliches und anständiges Vaterland zu präsentieren. Das saubere Persönlichkeitsbild des biedereren Schweizers war bedroht – affektartige Abwehrreaktionen zur Reinhaltung des «Weisse-Weite-Images» führten zu einer ausserordentlich sturen Politik gegenüber jeder Art von Abweichung von der gewünschten Normalität. Dies lässt sich nicht nur mit der Betäubungsmittelpolitik belegen, sondern auch anhand der restriktiven Politik bezüglich der Möglichkeiten von Selbsterfahrung und Selbstfindung der Jugend in «autonomen» Jugendzentren. Die Jugend, sollte in erster Linie angepasst, das heisst, systemkonform sein. Nicht nur die helvetische Betäubungsmittelpolitik, diese aber ganz besonders, ist geprägt von einer Generation, die ihren eigenen Kindern nicht traut, und somit

auch nicht ihren eigenen Genen und der von ihr vermittelten Sozialisation.

Eine Jugendbewegung formiert sich

In den 50er-Jahren war die Welt noch in Ordnung – so zumindest in der nostalgischen Verklärung. Die Nachkriegsgesellschaft war gekennzeichnet vom Wirtschaftswunder. Modernisierung, Aufbruch und Veränderung korrespondierten mit dem Begriff Amerika. Auch die Jugend der westlichen Welt wurde stark von den USA beeinflusst, galten sie doch als Land der Demokratie und des Fortschritts, als Land der unbegrenzten Möglichkeiten und des Konsums sowie als Lieferant neuer Daseins- und Ausdrucksformen. So wurden die Bilder der damaligen Jugend – der Teenager – bestimmt von Coca-Cola, Petticoats und Vespas, von Twist und Rock'n'Roll, von Elvis Presley, Transistorradios und Musikboxen. Rock'n'Roll aus den USA – das war eine kulturelle Innovation für Europa. Pop- und Rockmusik wurde zum Ausdrucksmedium der neu entstehenden Jugendkulturen. Die Musik war Lebensstil und Lebensform zugleich. In den 50er-Jahren schafften sich Jugendliche ihre eigenen sozialen Räume. Die ersten Halbstarken provozierten mit ihrem Auftreten, durch ein Outfit, wie Marlon Brando es 1951 im Film «The Wild One» trug: schwarze Lederjacke und weisses T-Shirt, die zukünftige Uniform der Nonkonformen. Sie erstaunten und beängstigten die Gesellschaft zugleich.

Die Erfolgsgeschichte der Zigarette ...

Kaum ein Artikel verkörperte dieses neue Lebensgefühl so wie die Zigarette, die fleissig durch die Hollywoodfilme propagiert wurde. Ihre Verankerung

im begehrten Leitbild des amerikanischen Lebensstils – im American way of life – förderte während der Nachkriegszeit die Ausbreitung des Tabakrauchens in Europa und schützte sie wirksam gegen Kritik. Die Zigarette galt als Inbegriff moderner Lebenseinstellung, als Zeichen für konsumgesellschaftlichen Erfolg, als Ausdruck des Erwachsenseins, des «Dazugehörens». Es gibt heute weltweit ausser Geld kaum ein Produkt, das häufiger durch die Hände von Menschen geht als die Zigarette. Die Jahresweltproduktion erreicht astronomische Grössenordnungen. Obwohl Präventivmediziner schon in den 60er-Jahren verstärkt die gesundheitspolitische Alarmglocke ertönen liessen und vor den krank machenden und Krebs erzeugenden Folgewirkungen des Rauchinhalierens warnten, erfreute sich dieses Genussmittel einer anhaltenden gesellschaftlichen Wertschätzung.

... und der weitere Prestigeverlust illegaler Suchtmittel

Im Gegensatz zur Erfolgsgeschichte der Zigarette erlebte der Hanf einen totalen Prestigeverlust. Zentral für die Unterdrückung von Cannabis war die Ausbürgerung dieser Pflanze. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde aus einem einheimischen, bodenständigen Produkt ein Exoticum, das zwischen den beiden Polen Angst und Verlockung pendelt. Die Deutungsmuster, die in den 50er-Jahren der Drogenwahrnehmung zugrunde lagen, lassen sich anhand eines 1953 in der «Schweizer Illustrierten Zeitung» erschienen Artikels aufzeigen. Er trug den Titel «Schwarzer Hanf und roter Mohn» und den zeitlos aktuellen Untertitel: «alarmierender UNO-Report über die ständige Zunahme des Weltkonsums an Rauschmitteln». Drogen wurden hier auf einer Weltkarte verortet. Die

heimtückischen Stoffe, die das Abendland zugrunde zu richten drohen, kommen da aus Südamerika, Afrika und Asien und dringen von hier aus in die industrialisierten Länder ein. Lateinamerika steht unter der «Herrschaft des Koka (Rauschmittel der Indianer)». Afrika unterliegt der «Herrschaft des Haschisch (Rauschmittel der Mohamedaner)». Südostasien steht unter der «Herrschaft des Opiums (Rauschmittel mit weitem Verbreitungsgebiet)». Als Gedankenübung könnte man sich vorstellen, eine ägyptische Illustrierte würde eine Rauschgift-Weltkarte veröffentlichen; dann würde über Europa sicher «Herrschaft des Alkohols (Rauschmittel der Christenheit)» stehen. Über der Schweiz könnte stehen: «Die Schweizer, starke Schnapstrinker», oder pauschaler, «unbehinderter Alkoholkonsum». Dass der Alkohol und auch der Tabak auf dieser Karte fehlen, ist darauf zurückzuführen, dass diese nur bei uns Verbotenes umfasst. Was bei einer solchen selektiven Wahrnehmung herauskommt, ist nicht die Welt der Drogen, sondern unsere Vorstellung von Drogen, die deshalb so wirkungsvoll ist, weil sich die europäische Kultur als sehr durchsetzungsfähig erwiesen hat und damit eine grosse Definitionsmacht besitzt.

Zeit der Verbote

Die gesellschaftliche Akzeptanz dieser Stoffe war somit zum vornherein schlecht. 1951 veröffentlichte der Bundesrat seine Botschaft «über die Revision des Bundesgesetzes betreffend Betäubungsmittel». Hier wurde nochmals (wie schon 1924) die Reserve der Schweiz gegenüber einem zu harten «Rauschgift»-Verbot ausgedrückt: Die Schweiz habe zwar beim weiteren Ausbau dieser internationalen Bestrebungen mitgewirkt, «daneben waren aber





auch wirtschaftliche Interessen zu verteidigen, ist doch die schweizerische Industrie in beachtenswertem Masse am internationalen Verkehr mit Betäubungsmitteln beteiligt. Verschiedene in unserem Lande hergestellte, als Betäubungsmittel zu behandelnde pharmazeutische Spezialitäten geniessen als wertvolle Arzneimittel in allen Kulturstaaten einen ausgezeichneten Ruf.» Das neue Betäubungsmittelgesetz von 1951, welches das von 1924 / 25 ablöste, integrierte nun erstmals Cannabis in die Liste der inkriminierten Stoffe. Bisher sei dies «wegen der geringen Bedeutung, welche diesem Produkt in unserem Lande zufällt», nicht nötig gewesen. Doch nun schien die Zeit reif für ein Verbot. Als Hauptargument für diesen Schritt wurde vorgebracht, wirtschaftliche Interessen seien nicht beeinträchtigt – im Gegensatz zum Heroin, welches die Schweiz noch immer zu medizinischen Zwecken exportieren wollte. Zudem bestände die Möglichkeit, dass Haschisch oder Marihuana durch fremde Truppen etc. in unsere Nachbarstaaten und von dort aus auch in unser Land gelangen. Gemeint waren die kiffenden amerikanischen GIs, die in den ersten Nachkriegsjahren ferienmässig durch die schweizerischen Berglandschaften geschleust wurden und die einen Grundstein des Nachkriegstourismus legten.

Eine einseitige Perspektive

Die Fixierung auf «indischen Hanf» liess die Behörden geflissentlich übersehen, dass Hanf damals in der Landwirtschaft noch weithin ein unverzichtbarer Rohstoff war und dass sich hierzulande angebaute Hanfsorten durchaus auch mit dem gewünschten Effekt rauchen liessen. Entsprechend verzerrt war die Wahrnehmung des Phänomens. Amerika war das Modell für Wohlstand – und es gab zugleich

einen Vorgeschmack auf die Probleme, die mit der materialistischen Konsumgesellschaft verbunden sein konnten. Die Schweiz wurde demgegenüber als bodenständiger und betriebsamer wahrgenommen. Aufgrund der Naturverbundenheit und Arbeitswilligkeit ihrer Bevölkerung schien sie weitgehend resistent gegen solche exklusiven Versuchungen. Noch 1967, kurz vor dem Sturm, erschien im Ex-Libris Verlag Zürich Frank Arnaus Buch «Rauschgift. Träume auf dem Regenbogen». Er schreibt: «Dem schweizerischen Naturell ist Rauschgift in jeder Form einfach wesensfremd».

60er-Jahre – Hippiewelle und 68er-Protest

In den 60er-Jahren wurde die Dominanz der Erwachsenenkultur von der jungen Generation angezweifelt und kritisiert. Wilde Gestalten wie Mick Jagger und die Rolling Stones, Jimmy Hendrix oder Bob Dylan, Janis Joplin und Joan Baez – die Polit-Barden – wurden die Idole dieser Jugend. Sie zerstörten mit ihrer Musik die satte Selbstzufriedenheit der Wirtschaftswundergesellschaft. Protestbewegungen gegen den Krieg der USA in Vietnam und die Auflehnung gegen die Vätergeneration, gegen jegliche Formen von Autorität, prägten das Bild der Zeit, Sitzstreiks in den Universitäten und Gründungen ausserparlamentarischer Opposition, kurz APO, störten die Ruhe. Namen wie Rudi Dutschke (D), Daniel Cohn-Bendit (F) und Thomas Held (CH) sorgten für Angst und Schrecken und wurden zu Synonymen für Gewalt und Umsturz. Die APO führte den politischen Kampf gegen das «Establishment». Sie rief auf zur Auflehnung gegen das System. Als ideologisches Fundament dienten die Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels. Lenin oder Trotzki wurden zi-

tiert. Mao Tsetung, Fidel Castro und Che Guevara wurden verehrt. Die Utopien dieser Jugendkultur zielten auf die Errichtung einer egalitären Gesellschaft. Diese politisch radikale Jugend und mit ihr die antiautoritäre Bewegung provozierte die Gesellschaft. Mit überkommenen Wertesystemen wurde jäh und kompromisslos gebrochen. Traditionen wurden über Bord geworfen. Die klassischen Eckpfeiler der Gesellschaft, Staat, Familie und Kirche, wurden radikal in Frage gestellt. Die jugendliche Gegenkultur schien entfesselt. Neue Lebensstile wurden nicht nur propagiert, der Weg in neue Lebensformen wurde auch tatsächlich beschritten. Die Hippie-Kultur kam beispielsweise in Woodstock ihrer eigenen Utopie ein wenig näher. Sie propagierte eine grosse, glückliche «love and peace»-Gemeinschaft.

Jugendkultur und Drogenkonsum

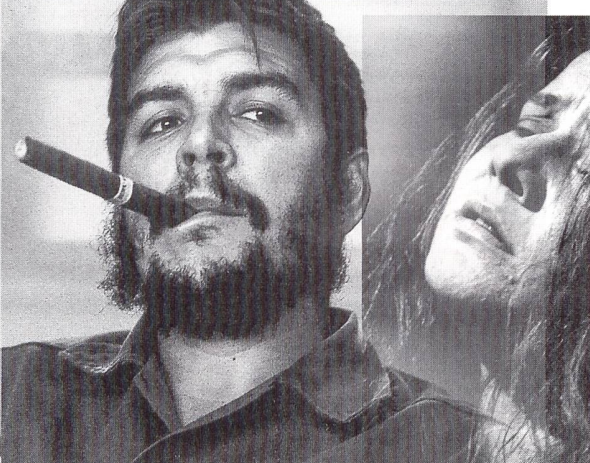
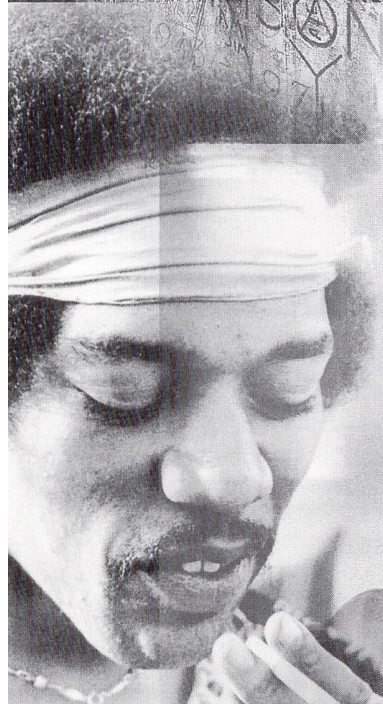
1967 schwappte die Hippiewelle auch auf die Schweiz über. Und damit mehrten sich, vorerst in den Grossstädten, auch die Delikte mit Haschisch. Auch die Provinz blieb davon nicht verschont: In Chur war es Ex-Staats-, und Ex-Bundesanwalt Willy Padrutt, der die Sicherstellung von Haschisch, Marihuana und Wasserpfeifen seiner stauenden Bergbevölkerung präsentierte. Die Amtsstellen teilten zudem mit, dass sich sämtliche Täter vor einem ordentlichen Strafgericht zu verantworten hätten. Chronische Haschischraucher mussten sich zudem einer psychiatrischen Behandlung unterziehen. Am 21. August 1968 schrieb die NZZ: «Die Fälle, bei denen sich die Polizei mit dem verbotenen Gebrauch von Rauschmitteln und Betäubungsmitteln zu befassen hat, mehren sich, ohne aber bereits ein alarmierendes Ausmass anzunehmen.» Der Bericht schloss mit



der Mitteilung, dass die Zürcher Kantonspolizei als erste der Schweiz einen Instruktionsskoff mit den gebräuchlichen Rauschgiften und Hilfsinstrumenten zusammenstellen werde, um die Beamten besser mit der Materie vertraut zu machen. Die Ratlosigkeit der Behörden auf all diese Erscheinungen von Haschischjoints rauchenden Beatniks und Hippies drückte sich in zunehmender Härte und Repression des Staates aus.

Die «konsumsüchtige» Gesellschaft

Schon um die Mitte der 60er-Jahre hätte allerdings eine Entwicklung beobachtet werden können, die sich dann mit dem Aufbruch der rebellierenden Jugend 1968 voll entfaltete und beschleunigte. Das gesellschaftliche Chaos brach herein. Diese also nur vermeintlich heile Welt, das intakte und allgemeinverbindliche Wertesystem der Nachkriegsgesellschaft, wurde in den späten 60er-Jahren, der Zeit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur, nun offen und lautstark in Frage gestellt. Der damalige Protest richtete sich gegen eine Gesellschaft, die als Opfer einer kollektiven Konsumsucht erschien. Die 68er polten die Wertung des von ihren Eltern noch positiv erfahrenen langfristigen Konjunkturaufschwungs radikal um. Aus dieser Sicht waren es rasende Kleinbürger, verklemmte Spiessbürger, heimliche Workaholics, die mit ihrer Arbeits- und Konsumwut die Wachstumsraten der Volkswirtschaft auf immer neue Rekordhöhen trieben. Setzte die Produktions- und Konsumspirale einmal aus und gab es eine Rezession, so brauchte die Wirtschaft sofort eine staatlich verordnete Konjunkturspritze, um nicht auf Entzug zu kommen. Die ganze Gesellschaft war demnach drogenabhängig, süchtig, dumpf. Der Sinn für das, worauf es im Leben ankommen könnte, schien sich im glitzernden Konsumzauber, in kleinkarierten Aufstiegsaspirationen aufzulösen.



Ausbruch aus der engen Welt

Aus dieser engen Welt wollte die Jugend ausbrechen – unter anderem mit dem Konsum von «Erfahrungsdrogen», welche die «Pforten der Wahrnehmung» öffnen und neue, imaginäre Lebenswelten erschliessen sollten. Drogen waren damals Teil einer Kul-

turrevolution gegen das Establishment, das wiederum prompt mit Repression reagierte und sich genauso verhielt, wie es die jungen Rebellen erwartet hatten. Paradoxerweise erhielten die verbotenen Stoffe mit ihrer verschärften Verfolgung eine Aura des Oppositionellen und Nonkonformen. Der experimentelle und rekreative Gebrauch von Erfahrungsdrogen stand damit in einem Spannungsfeld von Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung. Indem Jugendliche etwas Schönes und Spannendes zu tun glaubten, bedrohten sie die wehrbereite Nation. Das ist die typische Konstellation eines Kulturkampfes der Generationen. Exponenten staatstragender Institutionen malten schon das Schreckensszenario eines Untergangs der Schweiz an die Wand. In der Armee wurde der Kampf gegen «Rauschgifte» besonders verbissen geführt. Nicht gekämpft jedoch wurde an dieser Front gegen den Alkohol- und Nikotinmissbrauch. So schrieb z.B. der Waffenplatzpsychiater Alfred Stucki im Jahre 1971: «Es fällt uns doch auf, wie mehr oder weniger extrem linksgerichtete Kreise aller Schattierungen fast ausnahmslos den Haschischkonsum befürworten, während er in allen kommunistischen Ländern verboten ist. Wir wissen immerhin, dass dem Weltkommunismus jedes Mittel recht ist, auf stillem Wege sein Ziel, die Weltrevolution zu erreichen. Sollten wir etwa über den Haschischkonsum frühzeitig zu passiven Mitläufern der Kommunistischen Revolution gemacht werden?»

Hanfkonzum als Signal

Aus dem Blickwinkel der Jugendsubkultur war vor allem Hanf verknüpft mit «Dazugehören». Gemeinschaftsrituale spielten dabei eine zentrale Rolle. Der Joint, der «steil» geraucht wurde, diente als Erkennungszeichen, als

Gemeinschaftssymbol und das Rauchen klappte so richtig nur «with a little help from one's friends». Kiffen war auch deshalb «in», weil es sich von anderen Formen des Konsums von Stoffen durch einen Demonstrationseffekt unterschied, d.h. durch sichtbare Rauchzeichen und eine für die Nase spürbare Umweltemission. Diese Konsumform kann Menschen über die sinnliche Wahrnehmung miteinander in Kontakt bringen, indem sie Gruppen strikt aufteilt in Konsumierende und Nichtkonsumierende und somit auch subkulturelle Milieus schafft. Zudem ermöglichte das Haschischrauchen in der Gruppe auch eine individuelle Dosierung und vermittelte damit neben allem «Abheben» auch ein Gefühl der Autonomie und Selbstkontrolle. LSD wirkte da weit abrupter und unkontrollierbarer.

1969 wurden die Verstösse gegen das Betäubungsmittelgesetz in der Schweiz erstmals statistisch erfasst. 500 Fälle waren es gesamtschweizerisch und betrafen fast ausschliesslich Haschisch. Im selben Jahr wurden 60 Kilogramm Haschisch beschlagnahmt. Cannabis erlitt somit einen totalen Prestigeverlust.

70er-Jahre – Heroinszene: von gefährlich zu gefährdet

1970 gehörte das Zürcher Dreieck am oberen Limmatquai zu den beliebtesten Treffpunkten der drogenkonsumierenden Jugend. An der «Riviera» bildete sich die erste offene Drogenszene der Schweiz. Gehandelt und konsumiert wurden fast ausschliesslich Haschisch und LSD. In dieser Zeit tauchten sporadisch auch Opium und Heroin in der Szene auf: Direktimporte von Indien-Reisenden.

Dieser selbstbewusst-selbstbestimmte Gebrauch von Cannabis und LSD zu kulturrevolutionären Zwecken wich

schon in den frühen 70er-Jahren einem anderen Konsummuster. Opiate begannen eine weit grössere Rolle zu spielen, was den Marginalisierungsdruck gegenüber den Betroffenen verstärkte. Zwar hielt sich die subkulturelle Tradition des Hanfrauchens. Doch nun entstand jene Drogenszene, die in den darauffolgenden Jahrzehnten zu einem Dauerbrenner der öffentlichen Meinung avancieren sollte. Zugleich gab es auch neue Verbindungen zwischen angepasster, leistungsorientierter Normalität und Drogenkonsum.

In den 70er-Jahren wurde alles daran gesetzt, um das Bild der Jugend von «gefährlich» auf «gefährdet» umzudeuten. Aus einem aktiven Faktor gesellschaftlicher Veränderung wurde ein passives Problem. Deutlich sichtbar wird dies in der 1973 veröffentlichten bundesrätlichen Botschaft zur Betäubungsmittelgesetzrevision. Seit 1968 hätte sich «die Entwicklung überstürzt» und angesichts der «auch in unserem Lande in weiten Kreisen um sich greifenden Welle des Betäubungsmittelmissbrauchs» müsse es gelingen, «dem in der Zwischenzeit in beängstigendem Ausmass angestiegenen Missbrauch von Betäubungsmitteln und Halluzinogenen in wirksamer Weise entgegenzutreten.» Das Betäubungsmittelgesetz von 1975 führte nicht zum erhofften Erfolg bei der Bekämpfung des Drogenproblems. Im Gegenteil: Polizeiliche Verzeigungen und Verurteilungen nahmen überhand und füllten die Gefängnisse mit Drogenkonsumenten. Diese Massnahme erwies sich langfristig als kontraproduktiv. Es handelte sich um die gesellschaftliche Marginalisierung, um die Abwälzung von sozialen Kosten auf die Ränder der Gesellschaft.

80er-Jahre – Autonome ...

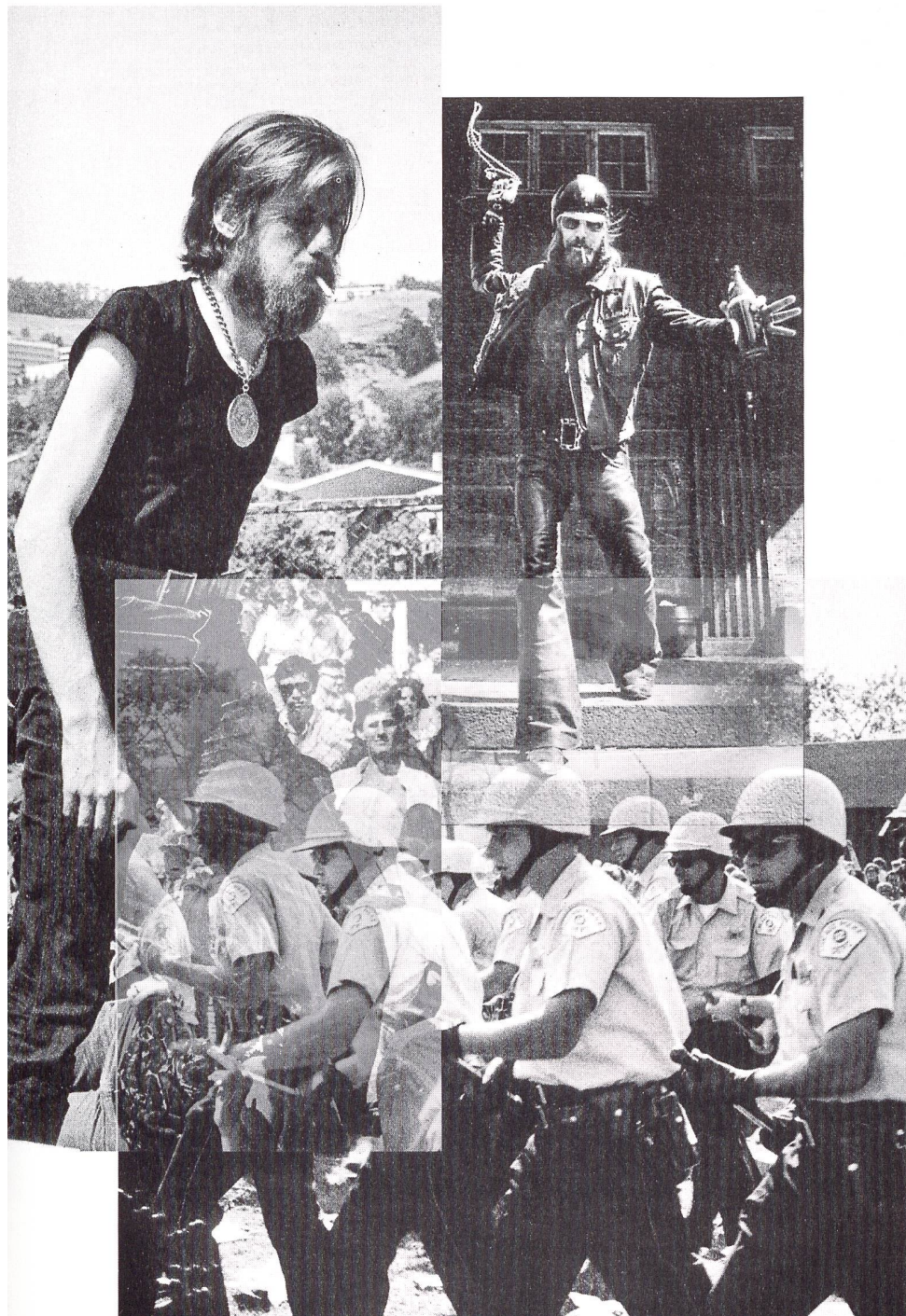
Die weltweite Erdölkrise von 1973 als Folge der Produktionsdrosselung durch

die arabischen Staaten machte der westlichen Welt den «ökologischen Sündenfall» schmerzhaft bewusst. Ökologische Fragen wurden diskutiert und standen im Zentrum. Der Protest der 70er-Jahre äusserte sich vorwiegend

«ökologisch». In den 80er-Jahren war diese auf Umweltfragen konzentrierte Protestbewegung bereits in Form der Grünen Partei in die etablierte Politlandschaft integriert. Die jugendlichen Vertreter protestierten und brachten

ihren Unmut weiterhin unbeirrt öffentlich zum Ausdruck. Sie wehrten sich aber gegen jegliche Ideologisierungsversuche. Intellektualismus und theoretische Konzeptionen, noch zur Zeit der 68er-Bewegung unverzichtbar, blieben nun weitgehend chancenlos.

Und doch setzten sich die Themen der ersten Protestgeneration weiter fort: Protest gegen Lebensstil und Lebensform der Eltern, Generationen- und Geschlechterkonflikte, Verstösse gegen Traditionen, Kritik an Kirche und Staat, Konflikte mit Autoritäten, Lehrpersonen und Professoren. Spannungen ergaben sich auch aufgrund intoleranten Verhaltens gegenüber jugendlichen Lebensformen. Politische Diskussionen, Demonstrationen, Strassenschlachten, kurz: alle Formen kollektiver und persönlicher Auflehnung blieben auch in dieser Phase der Jugendprotestbewegungen besonders bevorzugt. Höhepunkt der Auseinandersetzung der 80er-Jahre-Jugend mit der Gesellschaft war die «Zürcher Bewegung», die über die Grenzen hinaus Beachtung fand. Ausgangspunkt war der 30. Mai 1980, als Jugendliche in der Demonstration gegen den 60-Millionen-Kredit für die Renovierung des Opernhauses mit der Polizei in Konflikt gerieten, worauf es zu einer heftigen Strassenschlacht kam. «Züri brännt» lautete die Devise im Kampf um ein autonomes Jugendzentrum AJZ, für alle «Krüppel, Schwule, Säufer, Junkies, Spaghettifresser, Neger, Bombenleger, Brandstifter, Vagabunden, Knackis, Frauen und alle Traumtänzer». Auch in den Jugendbewegungen der 80er-Jahre, in der Hausbesetzer- und in der Punk-Szene, in der Protestbewegung der Kernkraftgegner, in der Frauenbewegung und in der Friedensbewegung äusserte sich ein politisches Anliegen – das Bemühen um gesellschaftliche und kulturelle Gegenstrukturen. Die Gegner waren klar ausgemacht.



... vs. rechte Gruppen und Saturday night fever

Demgegenüber hatten die politisch rechten jugendkulturellen Phänomene seit den späten 80er-Jahren die Fortschrittskraft jugendlicher Bewegungen in Frage gestellt, liessen sie sich doch nicht mehr in das klassische Fortschrittskonzept der Jugendkulturen pressen, was aber nicht heissen soll, dass dieser rechte rebellierende Teil der Jugendlichen nicht auch als «Seismograph» für gesellschaftliche Probleme gedeutet werden kann.

Jenseits der rechten oder linken Jugendkulturen der 80er-Jahre etablierte sich in den Discotheken eine Jugend, die sich nicht durch Ideologien leiten liess. Diese Jugendkultur widerspiegelte den kulturellen Wandel seit den 50er-Jahren. Das Konzept «Jugendkultur als Gegenkultur» verlor ständig an Bedeutung. Die Gesellschaft und mit ihr die Jugendkulturen wurde zu einer Konsum- und Erlebnisgesellschaft. Die Provokationsbereitschaft schien abgenommen zu haben, ebenso die Bedeutung eines allgemeingültigen Wertesystems. Dafür nahm die Dynamik der Trends zu. «Schön ist, was gefällt!» Ein Teil der Jugendlichen spiegelte auf seine Weise das Bild der sich seit der 68er-Bewegung stark verändernden Gesellschaft. Die Glimmerwelt des «Saturday night fever» war der lebendige Ausdruck der neuen Trenddynamik. In der Disco traf sich eine Trendsetter-Jugend und inszenierte sich als Gesamtkunstwerk. Die Disco-Kultur wollte nichts von einer ideologisch fundierten Gesellschaftskritik wissen. Erlebnis war gefragt. Erlaubt ist, was gefällt! Die Disco wurde zu einer Art Ersatzwelt. Tagsüber Schule, Arbeit und Pflicht – nachts Freiheit, Abenteuer und Sorglosigkeit.

90er-Jahre – die Technojugend

In den 90er-Jahren waren in der Schweiz zwei Bilder über Jugendliche besonders präsent. Die ewig wiederkehrenden Aufnahmen von Junkies, die sich in aller Öffentlichkeit einen Schuss setzen, und die bunten Bilder von RaverInnen. Gedeutet wurden sie allerdings ganz unterschiedlich: Junkies standen für Absturz, Raving für Spass. Irgendwie konnte sich offenbar jeder und jede wiedererkennen. Wieviel Lust liegt darin, sich systematisch zugrunde zu richten: No Future! Und wieviel Elend liegt im vorsätzlichen Bekenntnis zu Spass-Spass-Spass: We are the future! Es mag Zufall sein, dass die RaverInnen mit ihrer neuen Droge Ecstasy gerade dann in der Öffentlichkeit auftauchten, als alle übersättigt waren von deren Vorgängern, den Junkies. Für diesen Teil der Jugend hatte man wieder einmal ein neues Massnahmenpaket geschnürt – Repression vom Staat (alt) und Heroin vom Staat (neu). Aus Junkies wurden Opfer und PatientInnen, und damit gaben sie endgültig nichts mehr her als Helden der Rebellion und Verweigerung; nun waren sie endgültig medizinisiert. Wie anders dagegen erschienen die RaverInnen mit ihren Pillen.

Ecstasy-Boom

Noch bis in die 80er-Jahre fand der Konsum illegaler Drogen meist versteckt statt. Zugang fanden vorwiegend Insider mit «connections»; die Konsumierenden waren Freaks und Outlaws, sie galten als Aussteiger und Verlierer, und den Konsum selbst umgab ein geheimnisvoller Nimbus von Rebellion und Spiritualität. «Hasch mich, ich bin der Frühling», hiess ein Slogan der 68er-Revolve. Selbst im Laufe der Herbst- und Winterdepres-

sion in den 70er- und 80er-Jahren stellte die offen zur Schau gestellte Spritze im Unterarm eine Art heroische Geste der Verweigerung dar.

Damit hatte die Technojugend nichts am Hut. Die Kinder von MTV und Techno, aufgewachsen mit Gameboy und Computer, kamen aus der Mitte der Gesellschaft und waren optimistisch, bunt und konsumfreudig. Sie präsentierten sich als zukünftige Elite der Gesellschaft. Die Techno-Kultur stand als Zeichen für Modernität überhaupt: Jung, innovativ und leistungsfähig. Das Pillenschlucken der Ecstasy-User war ein Abbild des modernen Glaubens an die Manipulierbarkeit des Menschen durch chemische Stoffe. Die Droge MDMA war in der Schweiz zuerst «Sakrament» von Esoterikern, «Herzdroge» von Psycho-Freaks und «Medikament» von TherapeutInnen. Ab Ende der 80er-Jahre verbreitete sich MDMA unter dem Namen «Ecstasy» auch in der Jugendszene. Aus dem «Penicillin für die Seele» wurde die Tanzdroge der Rave-Kultur. Die Verbindung mit der neuen elektronischen Tanzmusik Techno und House mit der synthetischen Droge Ecstasy entfachte eine dynamische Jugendkultur, die in kürzester Zeit vom Underground dunkler Partykeller aus den gesellschaftlichen Mainstream erreichte.

Im Zeichen der Geschwindigkeit

Die Beschleunigung durch Drogen entsprach der Beschleunigung der Gesellschaft; die schnellen Beats des Techno kündeten von den modernen Technologien, die einen entfesselten Markt prägten. Die Sprachlosigkeit der Musik zeugte vom Misstrauen gegenüber Verlautbarungen aller Art. Anstelle politischer Alternativen sollte das Nachleben einen Ausweg verheissen. Party statt Protest, Spass statt Politik, He-

donismus statt Protestantismus hiess nunmehr die Devise. Dabei gelang es Techno und Ecstasy, das soziale Klima in städtischen Szenen und Subkulturen zu erwärmen, das in den 80er-Jahren frostig abgekühlt war. Die Partys boten Schutz vor Sorgen und dem Frust des Alltags. Der Rückzug auf eine Konsumgemeinschaft in der Konsumgesellschaft barg nur wenige persönliche Risiken und kaum gesellschaftlichen Sprengstoff. Selbst das Motto «Love, Peace & Unity» klang wie ein Marketingspruch der Freizeit- und Genussmittelindustrie, die die Szene mit ihrem Sponsoring überzog. Das sinnfällige Bild dazu war die Street-Parade. Bei der ersten, inoffiziellen Parade 1991 tanzten einige hochkreative Gestalten um ein paar Kleinstadter herum. Wenige Jahre später war daraus das grösste Jugendfestival der Schweiz geworden. Technoveranstaltungen verliefen meist friedlich. Auch 1998 ging das Grossereignis mit über einer halben Million Teilnehmenden ohne ernsthafte Zwischenfälle über die Bühne. Die Raver hatten offenbar das Leitmotiv der Veranstaltung, «Liebe, Frieden, Freiheit, Grosszügigkeit und Toleranz» verinnerlicht.

Die Fit-for-Fun-Gesellschaft

An der Street Parade wurden keine politischen Forderungen gestellt, sondern die eigene Lebensart vermittelt. Es ging dabei vor allem um den Spass am Feiern, die Lust am Tanzen und die Erfüllung in der gruppenspezifischen Ekstase. Die Botschaft wurde von den Organisatoren durch das zusätzliche Motto «it's all in your hands» präzisiert. Dieses Motto mahnte einerseits zur individuellen Selbstverantwortung, betonte aber andererseits auch das Selbstbestimmungsrecht und beinhaltete die Möglichkeit, sich frei zu entfalten und sich möglicherweise

auch mit Drogen zu berauschen. Damit entsprach sie zweifellos der neoliberalen wirtschaftspolitischen Grundhaltung.

Unter strahlender Sonne bei über 31 Grad Hitze tanzten die RaverInnen enthusiastisch zu lauten, schnellen und dynamischen Klängen. Viele versuchten, ihren Spass zu steigern mit Hilfe von Ecstasy, LSD, Zauberpilzen, Speed, Kokain und anderen psychoaktiven Stimulanzien. Die Tatsache, dass bei der Street Parade nur 25 Patienten hospitalisiert werden mussten, bezeugt, dass sich die Teilnehmenden in Zürich umsichtig, rücksichtsvoll und vernünftig verhielten. Obwohl etliche Voraussetzungen für Aggression und Gewalt gegeben waren, wurden keine gewalttätigen Zwischenfälle bekannt.

Den Konsumierenden der illegalen Partydrogen fehlt meist jedes Unrechtsbewusstsein. Ecstasy ist das pharmakologische Attribut der Fit-for-Fun-Gesellschaft. Für Leistung und Doping sowie für die Spassideologie und die Lust am Risiko bringt auch die Elite durchaus Verständnis auf. Nach den bedrohlichen Jahren mit Punks und Autonomen, Grunge und Grufties, Faschos und Spiessern zeigte sich endlich wieder einmal eine Jugend, wie man sie sich wünscht: die unter der Woche nichts in Frage stellt und am Wochenende ihren Spass hat. Ausserdem handelt es sich bei Ecstasy um eine Pharmadrogen: eine saubere Pille aus heimischer Produktion und kein Hexenkraut wie Cannabis oder fremdes Gewächs asiatischer Herkunft wie Heroin.

Ecstasy als Symbol

Dass die Drogenszene mit dem Wechsel von Junkie zum Ecstasy-User einen solchen Bedeutungswechsel vollzog, liegt nicht zuletzt an der Konsumform. Das Pillenschlucken ist allen vertraut.

Wie abschreckend hingegen wirken dagegen andere Konsumrituale.

Die Tatsache, dass statt des Originalstoffes MDMA häufig ähnliche Wirksubstanzen, aber auch Gifte und Verunreinigungen enthalten sind, macht die Konsumierenden von Ecstasy-Pillen zu Versuchskaninchen. Dieses Risiko hält jedoch nicht von synthetischen Drogen ab, sondern macht im Gegenteil neugierig auf die breite Palette möglicher Pharmadrogen, die die legale und illegale Drogenindustrie entwickelt, auf spezifische Bedürfnisse hin massschneidert und designt. Der Glaube an die Pharmaindustrie ist unerschütterlich.

Ecstasy platzte in eine Zeit, als Thatcher, Kohl & Konsorten noch das Paradies versprochen: alles ist möglich mit eisernem Willen und einer goldenen Kreditkarte. Moderne Technologien, Cyberspace und Internet versprechen eine neue Zukunft und saubere Arbeitsplätze – Ecstasy vermittelte die entsprechende Stimmung dazu. Während die Arbeit flexibilisiert und soziale Sicherheiten abgebaut wurden, verschaffte Ecstasy den Glauben, zu den Modernisierungs-Gewinnern zu zählen – wenn auch nur für eine Nacht. Patrick Walder und Günter Amendt meinen dazu 1997 in *Ecstasy & Co.*: «Ecstasy und andere Partydrogen sind – so wie sie heute gebraucht werden – vor allem eins: Doping für Körper und Geist. Man will mehr erleben in kürzerer Zeit, Spass haben auf der Party. Fit und happy sein, wie es von uns verlangt wird. Intensiver leben. Länger Tanzen. Mehr Sex haben. Immer schneller, härter, weiter – breiter. Dieser Leistungsdruck, der neben der Arbeitswelt längst auch den Freizeitbereich erfasst hat, ist nicht durch Drogen in Gang gebracht worden. Drogen sollen bloss helfen, ihm standzuhalten – was auf Dauer nur schief gehen kann.»



Die Landung nach dem Flug

Jede Drogenreise durchläuft Höhen und Tiefen. Oder frei nach Newton: What goes up, must come down. Nach der Landung müssen sich die Konsumierenden wieder in der Realität zurechtfinden. Fliegen birgt Risiken. Und im Falle von Ecstasy auch Gesundheitsrisiken. Wer den Höhenflug auf Droge zunehmend in den Mittelpunkt seines Lebens rückt, wird Schwierigkeiten haben, wieder in die Realität zurückzukehren und sein Leben zu bewältigen. Die meisten Konsumierenden machen die Erfahrung, dass sich die Reisen mit der Zeit gleichen und die Landung zuviel Zeit und Kraft kostet, und hören mit dem Konsum auf oder machen zumindest längere Pausen. Auch die Entwicklung der Ecstasy-Kultur gleicht einer Reise: Auf die Party aller mit allen folgte die Entwicklung von Szenen, Stilen und Abgrenzungen. Auf Boom und Begeisterung folgte Big Business, aber auch Absturz. Die Suche nach neuen Kicks und Thrills entwickelte sich oft zur Sucht. Wo die herkömmlichen Hilfsmittel wie Alkohol, Cannabis und Ecstasy nicht mehr ausreichten, kamen potentere Stoffe zum Einsatz: Kokain und Speed zum beschleunigen, Heroin und Downers zum Bremsen.

«Speed» statt Ecstasy – noch mehr Power

Die verschiedenen Szenen haben längst ihre eigenen Vorlieben für Drogen entwickelt: Aus der Ecstasy-Szene wurde eine Partydrogen-Szene. Während sich die Wissenschaft über die Risiken von Ecstasy noch streitet, herrscht bei Amphetamin weitgehend Übereinstimmung. «Speed kills» hiess der Slogan schon Anfang der 70er-Jahre, als viele Hippies von psychedelischen Drogen auf Amphetamine wechselten und aus Blumenkindern durchgeknallte «Speed-freaks» wurden.

Über die Gründe der Veränderung der Partydrogen-Szene kann gerätselt werden. Amphetamine sind leichter herzustellen, heisst eine Erklärung. Eine andere Erklärung liegt wohl in der unterschiedlichen Wirkung der beiden Drogen. Ecstasy-User gelten in vielen Szenen bereits als verträumt und gefühlsduselig. Für das soziale Muskelspiel sind Speed-Drogen das richtige Doping. Leicht erhältlich, billig und durchschlagend in der Wirkung. Was bleibt, sind beschleunigte Spiessbürger, exzessiver Konsum und eine zunehmende Gewaltbereitschaft. Die durch Speed verursachte Unruhe und Schlaflosigkeit verleitet zum Gebrauch von Beruhigungsmitteln. Wer Speed

nimmt, spürt die Wirkung von Alkohol kaum noch, was dazu verführt, noch mehr zu trinken. Speedkonsum macht paranoid und aggressiv, Hemmungen fallen, und häufig schlägt der Rausch in unkontrollierte Gewalt um. Doch nicht nur die männliche Gewalt von Rowdies und Hooligans, Strassengangs und Jungnazis wird zum Problem. Die Gewalt von Mädchen und jungen Frauen richtet sich vornehmlich gegen ihren eigenen Körper. Amphetamine, aber auch Ecstasy hemmen den Appetit und erhöhen den Stoffwechsel. Viele junge Frauen und zunehmend auch junge Männer nutzen diesen Effekt, um abzunehmen. Sie hungern sich mit Speed runter und gehen das Risiko ein, sowohl magersüchtig als auch drogensüchtig zu werden.

Jahrtausendwende – The Times They Are A-Changin’

Obwohl Cannabis weiter verbreitet ist als Ecstasy, waren es vor allem die Pillen, die den Bedeutungswandel des Drogenkonsums bewirkten. Innerhalb eines Jahrzehnts wurde aus zwielichtigen «Drögelern» ein jugendkultureller Mainstream. Der Konsum von Partydrogen lässt sich schlecht bekämpfen, da er sich vom sonstigen Pillenkonsum kaum unterscheidet. Die Pillendrogen-

szenen hat an Abschreckung verloren, während der Mainstream sich immer neuer Pharmadrogen bedient – egal ob für die Verjüngung des Körpers (Melatonin), für psychische Aufheiterung (Prozac) oder für sexuelle Potenz (Viagra). Die Mittel der illegalen Drogenszene und die des Mainstreams nähern sich einander an. Die Drogenpolitik war vor der Verbreitung von Ecstasy zu einem sozialen Ordnungsinstrument geworden, mit dem man gegen Randgruppen vorging. Diese Waffe ist nun stumpf geworden. Betrachtet man die Gesellschaft der 50er-, 60er-, 70er-, 80er- und schließlich der 90er-Jahre, ist der Wandel unübersehbar: Die Gesellschaft hat einerseits aus den Kämpfen mit den Protestbewegungen der jugendkulturellen Gegenkultur gelernt. Sie ist in den 90er-Jahren toleranter und offener, vielleicht auch gleichgültiger geworden und hat sich in vielen Bereichen des privaten und öffentlichen Lebens gewandelt. So sind z.B. Demonstrationen zumeist organisiert und kontrolliert. Massenaufläufe wie die «Street Parade» ängstigen längst nicht mehr. Inzwi-

schen kann sogar bei einem Grossverteiler eine pauschalfrankierte Leserreise zur Love Parade Berlin 1999 gebucht werden. Das im Werbetext angepriesene «richtige Ausflippen» kostet mit Linienflug und Doppelzimmer Fr. 390.– zuzüglich Flughafentaxen und Annulationsversicherung. Generationenkonflikte im herkömmlichen Sinn existieren nicht mehr: Hierarchien sind verflacht. Gebrochene Lebensläufe sind heute ebenso Bestandteil der sozialen Wirklichkeit wie reibungslos verlaufende Karrierebiographien. Dagegen muss sich der oder die Einzelne heute in einem breiten kulturellen Spektrum zurechtfinden und mit der Ambivalenz heutiger Kulturen leben. Am Ende des 20. Jahrhunderts ist der stromlinienförmige, stets gutgelaunte, kontaktfreudige Erfolgsmensch gefragt, der alles cool und easy nimmt und wenn möglich immer um eine Nasenlänge dem Zeitgeist voraus ist. Ich vermute allerdings, dass trotz trendigem Zeitgeistsurfen keine Pille auf den Markt kommen wird, die uns die Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen ersparen wird. – Zum Glück! ■

Quellen

- Cousto, Hans: Reichtum und Rausch. Daten und Fakten zur Drogenpolitik im Spiegel der Sozial- und Wirtschaftspolitik. In: Roger Ligginstorfer et al. (Hrsg.): Die berauschte Schweiz. 1998, S. 177 – 190.
- Cousto, Hans: Street Parade in Zürich. In: Roger Ligginstorfer et al. (Hrsg.): Die berauschte Schweiz. 1998, S. 279 – 281.
- Isler, Andrea: Jugendkulturen und kultureller Wandel. In: a walk on the wild side. Jugendszenen der Schweiz von den 30er Jahren bis heute. 1997, S. 8 – 19.
- Kraushaar, Beat: Chronologie eines Kampfes am Beispiel Zürich. In: Roger Ligginstorfer et al. (Hrsg.): Die berauschte Schweiz. 1998, S. 159 – 165.
- Tanner, Jakob: Beim Heroin lag die Schweiz an der Spitze. In: Roger Ligginstorfer et al. (Hrsg.): Die berauschte Schweiz. 1998, S. 167 – 172.
- Tanner, Jakob: Zur Geschichte von Tabak und Hanf. In: a walk on the wild side. Jugendszenen der Schweiz von den 30er Jahren bis heute. 1997, S. 91 – 101.
- Walder, Patrick: Kleiner Rauschangriff der Partydrogen. Nachwirkungen von Ecstasy & Co. in der Schweiz. In: Roger Ligginstorfer et al. (Hrsg.): Die berauschte Schweiz. 1998, S. 129 – 134.

¹ Ich stütze mich dabei ab auf die Autorin Andrea Isler und die Autoren Hans Cousto, Beat Kraushaar, Jakob Tanner und Patrick Walder.

Psychiatrische Universitätsklinik Zürich

Ambulante, teilstationäre und stationäre Dienste

ISF

Institut für Suchtforschung
Zürich

Weiterbildungsveranstaltungen Herbst 2000

ausführliches Programm siehe www.suchtforschung.ch

Grundlagen und Anwendung qualitativer Evaluationsforschung

13. Sept. 2000

Zielgruppe: Personen, die im Rahmen ihrer Arbeit mit Evaluationsfragen konfrontiert sind und mehr theoretische und forschungspraktische Kenntnisse wünschen

Inhalt: Grundlagen qualitativer Forschung, Anwendungsbereiche, Erhebungs- und Auswertungsverfahren, Praxisprobleme, Übungen u.a.

Grundkurs für EinsteigerInnen in das Arbeitsfeld Drogenhilfe

18.- 20. Sept. 2000

Zielgruppe: EinsteigerInnen in der ambulanten und stationären Suchthilfe

Inhalt: Basiswissen zu Drogenwirkung, Suchtentwicklung, Krankheitsfolgen, Rollen und Haltungen der BeraterInnen, Überblick über Drogenhilfsangebote u.a.

Psychiatrische Grundlagen für die Arbeit im illegalen Drogenbereich

2.- 4. Okt. 2000

Zielgruppe: ÄrztInnen, PsychologInnen, SozialarbeiterInnen, die vorwiegend mit Drogenabhängigen arbeiten

Inhalt: Grundlagen psychiatrischer Diagnostik, Krankheitsbilder, Komorbidität, ambulante und stationäre Behandlungskonzepte, Übungen u.a.

Internet – Einführungskurs für Personen aus dem Arbeitsfeld Drogenhilfe

verschiedene Daten im Sept/Nov. 2000

Zielgruppe: Personen aus dem Arbeitsfeld Drogenhilfe mit wenig oder keinen Internet-Vorkenntnissen

Inhalt: Grundkenntnisse für den Gebrauch von Internet für die suchtspezifische Arbeit, Übungen u.a.

Kursort: Institut für Suchtforschung ISF, Konradstr. 32, 8031 Zürich

Ausführliche Ausschreibung und Anmeldung bitte via: Frau Dora Hamann, Institut für Suchtforschung, 8005 Zürich

Tel. 01-273 50 25, Fax 01- 273 50 23, e-mail: isf@isf.unizh.ch oder www.suchtforschung.ch Weiterbildung